

**Verleihung des KAIROS-Preises 2015
an Eike Roswag**

Rede von Prof. Dr. Christoph Stölzl
Vorsitzender des KAIROS-Preiskuratoriums

Es gilt das gesprochene Wort

Wie kommt das Neue in die Welt? Das haben wir bei einer früheren Preisverleihung einmal gefragt. Vorausgesetzt haben wir dabei, dass unser Publikum mit uns einigermaßen einig darüber sei, was das „Neue“ eigentlich ausmache: Überraschung, Erhellung, Ausscheren aus dem Trampelpfad der Konvention, Bruch mit dem Wohlvertrauten. Aber niemals haben wir uns auf einen naiven Fortschrittsbegriff eingelassen, niemals dem kulturellen Siebenmeilenstiefel gehuldigt. *Notwendig* sollte das Neue schon sein. Das Neue, so wie es der KAIROS-Preis würdigt, kann auch im Innehalten, sich Besinnen, kann auch im Widerstand gegen das „Tempo! Tempo!“ einer bewusstlos gewordenen Moderne bestehen.

Der KAIROS-Preis 2015 gilt der Architektur. Warum? Wir meinen, dass sie mehr Aufmerksamkeit außerhalb der Fachöffentlichkeit verdient. Sie ist die Werkstatt, in der ökonomische und ökologische, ästhetische und soziale, politische und philosophische Fragen aufeinandertreffen. Die große Frage: „Wie sollen wir leben?“ richtet sich ganz wesentlich an die Architekten. Sie sind es, die unsere Lebensgehäuse entwerfen. Der Berliner Zeichner und Sozialkritiker Heinrich Zille hat vor einem Jahrhundert gesagt, man könne einen Menschen mit einer Wohnung erschlagen wie mit einer Axt. Das Gegenteil gilt auch: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebendes Paar – wenn die Hütte nur eben die rechte Form hat.

Architektur unterscheidet sich von anderen Kulturphänomenen dadurch, dass man sich ihr nicht dauerhaft entziehen kann. Wer Städte durchquert, muss auf Fassaden schauen. Wer arbeitet, müßig ist, einkauft oder andere Menschen trifft, hält sich in Räumen auf. Gesunde treiben Sport in passenden Räumen, als Kranke leiden wir in den zuständigen Räumen, wir werden in Räumen geboren, lieben und zeugen in Räumen, sterben in Räumen. Und wenn wir ihnen entsagen und hinausfahren in die Natur, so warten sie auf unsere Rückkehr. Gebäude sind allgegenwärtig. Sie sind „nachhaltig“ – ob gelungen oder misslungen, ob ökologisch tauglich oder nicht, ob menschenfreundlich oder menschenfeindlich, einfach dadurch, dass sie uns in der Regel überdauern, dass

sie Jahrzehnte und Jahrhunderte alt werden, wenn nicht Kriegskatastrophen für ein gewaltsames Lebensende sorgen. Gebäude sind extrem wichtige Faktoren in der Konsistenz wie im Wandel unserer Humanität.

Darum geht es bei unserem diesjährigen KAIROS-Preis nicht um Architektur im allgemeinen Sinne, sondern um das *zukunftsweisende, zukunftsfähige* Bauen. Kurz: um ein „Neues Bauen“ – um einen einhundert Jahre alten Kampftruf zu zitieren. Was heißt „Neues Bauen“ heute? Als das Wort zum ersten Mal in die Welt kam, nach 1918, glaubte eine junge Generation von Gestaltern, die eben der Hölle des industrialisierten Krieges entronnen waren, an das Erbauen einer ganz neuen Welt. Sie sollte nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben mit den Maskierungen und Verkleidungen des Historismus – „Ornament ist Verbrechen“. Die Jungen waren überzeugt: die Phrasenwelt der Väter, wie sie sich auch in den pompösen Architekturen der Belle Epoque manifestierte, hatte ein gerüttelt Maß Schuld für die Katastrophe von 1914. Darum von jetzt an nur noch Ehrlichkeit und Transparenz, nur noch Bau-Wahrheit. Und zugleich Glaube an die Fähigkeit der modernen Kunst, die Architektur aus ihrer vermeintlichen Stil-Korruption zu erlösen. Das Ziel aller Künste sei der Bau, proklamierte das Bauhaus-Manifest von 1919. Und die quasi-religiöse Ambition war dabei ausgedrückt in Lyonel Feiningers Titelholzschnitt, der eine expressionistisch verfremdete gotische Kathedrale zeigte. Das Bauhaus wollte zurück zum Handwerk in der Kunst, eine Architekturabteilung gab es aber merkwürdigerweise in den Weimarer Anfängen nicht, das kam erst in Dessau.

Zieht man die Summe der Bauhaus-Bewegung – denn so muss man wohl nennen, was von Weimar-Dessau in die Welt ging – so ist es die Utopie einer heiteren, lichterfüllten Gesellschaft, aufsteigend zu höherer Humanität: ganz so, wie es in Oskar Schlemmers Apotheose-Gemälde „Die Bauhaustreppe“ (heute im MoMA New York) symbolisch geschieht. Mit „Zurück zum Handwerk!“ hatte das Bauhaus 1919 angefangen, zehn Jahre später war schon der Brückenschlag zum Funktionalismus der USA geschlagen, zum „form follows function“ der Ingenieur-Architektur, zum „International Style“, den der Bauhaus-Freund Philip Johnson ausrief. Für Kunsthistoriker mögen die Unterschiede zwischen Bauhaus, De Stijl, Neuem Bauen und architektonischen Amerikanismus gravierend sein. Für die von der zeitgenössischen Architektur Betroffenen aber gibt es seitdem ein Syndrom: Städte entstehen im Zusammenklang von Stahlskelett oder Stahlbetonbau, vorgehängten Fassaden („Curtain Wall“), präfabrizierten Baukasten-Elementen, massiver Elektrifizierung für Klimatisierung und Aufzugstechnik, Entmischung der urbanen Funktionen in der „autogerechten Stadt“ – und das alles ermöglicht durch eine massive Energieverschwendung in der Epoche des billigen Öls bzw.

Erdgases. Eine Einheits-Architektur aus diesen Elementen dominiert rings um den Globus fast alle Siedlungen. Der weltweit erfolgreichste Bautypus ist die „Shopping Mall“, 1954 zum ersten Mal von dem österreichischen Emigranten Victor Gruen in Minneapolis entworfen: Ein klimatisiertes Konsum-Paradies unter künstlichem Himmel, zu dem man trockenen Fußes, jenseits aller Naturwitterungen, aus der Tiefgarage gelangt.

“Schöpferische Zerstörung“ (um ein Wort von Alois Schumpeter zu zitieren, das eigentlich auf den Kapitalismus gemünzt war) hat der International Style weltweit geleistet, alle lokalen Schönheitsvorstellungen nivellierend, alle lokalen Bautraditionen tendenziell in eine Folklore-Nische verdrängend. Abseits der Prestigeviertel findet sich gerade in der außereuropäischen Welt das ewige Einerlei von Stahlbetonkiste, Flachdach, Einscheibenfenster und brummendem Klimaapparat. Die Moderne, einst von der „White Shining City on the Hill“ träumend, ist in der Realität ziemlich unansehnlich geworden. Ulrich Beck hat die Globalisierung einmal eine „zweite Rodung des Planeten“ genannt. Wenn man statt Urwaldvielfalt die Variationsbreite lokaler Baukulturen setzt, dann wissen wir sofort, welchen Verlust das 20. Jahrhundert gebracht hat und wieviel Zerstörung bis heute jeden Tag geschieht.

Aber sind im International Style nicht auch wunderbare, atemberaubende Bauten entstanden? Frank Lloyd Wrights Guggenheim, Gropius' Dessauer Bauhaus, I.M. Peis Louvrepypamide, Calatravas Opernhaus in Valencia. Lassen Sie mich, bei aller Bewunderung für diese Bauten einmal den Advocatus Diaboli machen: Kann es ein Zufall sein, dass diese spektakulären Highlights durchweg Kulturbauten sind, dem Ruhm der Gesellschaften gewidmet, die sie ermöglichten? Gehören sie nicht eher in die Tradition der aristokratischen Prestige-Architektur – ob Theaterkulisse, ob fliegender Bau, ob Fassadenkunst – deren Hauptziel die sinnliche Überwältigung war? Man darf schon nachdenklich werden, wenn man dieser Tage liest, dass die Neue Berliner Nationalgalerie, Mies van der Rohes Stahl-Glas-Meisterwerk in den Proportionen eines griechischen Tempels, leider nicht die Langlebigkeit eines solchen besitzt: nicht einmal 50 Jahre nach der Einweihung muss sie für 112 Millionen Euro saniert werden.

Schwer zu sagen, ob es mehr die schon früh beklagte „Unwirtlichkeit der Städte“ war, die den Ausschlag gab oder die neuere Sorge über die Energievergeudung – jedenfalls mehren sich seit einiger Zeit lauter werdende Stimmen, welche die Architekten mahnen, ihr Genie endlich einmal der lange vernachlässigten „zivilen Architektur“ zu widmen. Das Gelingen des „Gewöhnlichen“ solle endlich in den Mittelpunkt gestellt werden. Denn der

meistens abschätzig gemeinte Ausdruck weise doch versteckt aufs Existentielle des Wohnens, und auch die „Gewöhnung“ habe einen ethischen Kern. Ohne Einwohnen, ohne Eingewöhnung kann kein Alltagsleben gelingen. Christoph Mäckler hat unlängst in einer großen Philippika seinem Zorn darüber Luft gemacht, dass die Architekturmoderne mit ihrer Rücksichtslosigkeit gegenüber menschlichen Bedürfnissen nicht einmal etwas so Elementares wie den guten alten „Fensterplatz“ zuwege bringe – jenen Ort, der intim und öffentlich zugleich sein könne. „Der Fensterplatz ist uns in der Abstraktion des ‚fenetre longueur‘ Le Corbusiers verlorengegangen, weil wir das Haus der Moderne bis zum heutigen Tage als Kunstwerk, nicht als Bauwerk betrachten, ein Kunstwerk, das immer absurdere Bauformen annimmt und dem Bewohner damit immer absurdere Lebensformen abverlangt.“

Aber nicht nur künstlerischer Autismus führt zur Entfremdung zwischen Architekten und Architekturbewohnern. Schon 1955 hat Max Frisch, selbst gelernter Architekt, in einem „Radiogespräch“ auf die babylonische Gefangenschaft der Entwerfer im Gefängnis der Normen, Vorschriften und Kapitalinteressen hingewiesen. Architekten „verdummten darin auf fachmännische Weise“, zwischen Architektur und Polis finde kein Diskurs statt. „Was hilft mir das Denken in die Zukunft“ und „Wie oft, wenn ich vor meinen Baugruben stehe, erscheinen sie mir wie ein Grab“, sagt Frischs fiktiver Radio-Architekt.

Eike Roswag, unser Preisträger, schaut nicht in Baugruben wie in Gräber und denkt auch unverdrossen in die Zukunft. Er hat die Suche nach dem *Alltagstauglichen* in den Mittelpunkt seines Werkes gestellt. Aber sein Suchen bleibt nicht beim Fensterplatz stehen. Er weiß, dass es heute nicht mehr allein um mitteleuropäische Details geht, sondern um eine architektonische und gleichzeitig politische Antwort auf unsere Epochenwende. Wir erleben:

- einen Abschied vom technokratischen Eurozentrismus,
- einen Abschied vom Irrglauben an die Unendlichkeit der Ressourcen,
- einen Abschied vom „Höher! Weiter! Schneller!“ des alten Fortschrittsglaubens,
- eine Globalisierung des Humanen, die die romantische Idee der „Family of Man“ vom Kopf auf die Füße stellt.

„Neues Bauen“ heute nimmt all diese neuen Herausforderungen an. Und weiß doch gleichzeitig, dass die Architektur gut daran tut, sich auf ihre uralten Prinzipien zu besinnen. Der antike Baulehrer Vitruv hat erstmals die Ziele aller Architektur formuliert: *firmitas*, also Festigkeit im Sinne von Dauerhaftigkeit, *utilitas*, also Zweckmäßigkeit, schließlich *venustas*, Anmut. Vitruv dachte nicht

über Energieeffizienz nach, aber in seiner *utilitas* ist sie sicher inbegriffen. Und ist Nachhaltigkeit nicht auch in der *firmitas* gut untergebracht? Eike Roswag sagt lakonisch "Wir wollen Häuser bauen, die wir unseren Nachkommen hinterlassen können und wir wollen natürliche Baustoffe verwenden." Das Natürliche, so wollen wir es versuchen, ist das Uralte.

Im Neuen Testament (Matt.17.4-Markus 9,5-Lukas 9,33) wird erzählt, wie Jesus mit drei Jüngern den Berg Tabor besteigt. Dort geschieht ein mystisches Ereignis, die „Verklärung“ Jesu und die Propheten Moses und Elia erscheinen. Petrus, der Praktiker sagt: "HERR, hier ist gut sein! Willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen". Lassen wir den religiösen Sinn der Geschichte einmal beiseite, so sind die vier Leute aus Galiläa offenbar im Stande, *sofort* mit lokalen Baustoffen Behausungen zu bauen – keine Auslobung, kein Raum- und Funktionsprogramm, keine Jury, keine Haushaltsfreigabe und keine Wartezeit für die Baugenehmigung. Gibt es auf dem Berge Tabor Lehm? Wir dürfen es vermuten, und das erklärt auch den Bau-Optimismus der Jünger. Ihr HERR ist, wie wir wissen, ein „tekton“, also ein Bauhandwerker, der sicherlich mit dem Lehmbau vertraut war. Lehm ist der Baustoff des alten Orients für die gewöhnlichen Wohnbauten gewesen.

Aus Lehm sind aber auch die frühesten, prähistorischen Skulpturen geformt worden, Menschen- und Gottes-Abbilder; ja – glauben wir jenseits der Evolutionstheorie einmal dem Schöpfungsbericht – auch der Mensch selbst. Aber die Beziehung zwischen Lebewesen und Lehm ist viel älter als alle Zivilisation. An der Ostsee, in Siggen, wo die Alfred Toepfer Stiftung ihr Tagungszentrum hat, kann man, am Strand sitzend, den Seeschwalben zuschauen, die in der lehmigen Steilküste ihre Nester aushöhlen. Aus den Löchern strecken die Jungen die hungrigen Schnäbel heraus und unablässig jagen die Schwalben hoch im Himmel ihre Mücken-Beute und kehren dann im eleganten Steilflug zur Lehmwand zurück. Die Naturgeschichte kennt auch noch Lehm-Wespen, Lehm-Spinnen und Lehm-Schnecken!

So ist Eike Roswag mit seiner Lehm-Liebe also Teil einer ehrwürdigen Traditionslinie geworden. Und auch die anderen Leitmotive seiner Arbeit haben alte Wurzeln und gehören zum Besten der deutschen Ideengeschichte. Da ist einmal die respektvolle Zuwendung zu fremden Kulturen, wie sie nachdrücklich zuerst der Weimarer Klassiker Herder propagiert hat. Eike Roswag sagt: "Wer einmal in einer fremden Kultur gebaut hat, kommt verändert zurück". Und auch die Ideale des Werkbundes und des landschaftsgebunden Bauens scheinen bei Roswag auf – diesmal ohne allen Zivilisationspessimismus, ohne alle Moderne-Feindlichkeit, ohne alle Volkstumsidyllen, auch ohne jede

überanstrengte Stil-Mission: “Wir wollen keine Theorie und kein Design platzieren, wir suchen nach der Lösung aus dem jeweiligen Umfeld heraus.“ Was die Ökologie anbetrifft, so sagt Roswag: „Wir sind keine Fundis... Es geht um weniger Bedarf, weniger Ressourcenverbrauch, weniger Technik. Fortschritt heißt für uns nicht Wachstum, sondern Veränderung.“

Was erscheint da am Horizont? Nichts anderes als ein neues und gleichzeitig uraltes Berufsbild. Der Architekt nicht mehr als ein *artifex maximus*, Geschmacksdiktator, Originalgenie, sondern als geduldiger Zuhörer, Lernwilliger und behutsamer Entwickler. “Oberster Handwerker“ – das ist ja die wörtliche Übersetzung des griechischen Wortes „Architekton“. Lassen Sie mich dazu eine Erinnerung erzählen. Vor langer Zeit, in den 1970er Jahren, war ich einmal auf den Spuren von Franz Marc und Wassily Kandinsky im bayerischen Oberland unterwegs. Die Gegend um Benediktbeuren mit ihrer intakten bäuerlichen Kultur war ja das „Tahiti“ der Künstler des Blauen Reiter gewesen. In Sindelsdorf, wo die Künstler gewohnt hatten, hatte ich bei einem Bauern und Nebenerwerbsschreiner ein Privatquartier. Dieser Peter Sindelhauser war damals in seinen 70ern, aber selbstverständlich als Handwerker unverändert aktiv. Ein Nachbar baute in seiner Tenne eine Wohnung, vonnöten wurde wegen der historischen Bausubstanz eine kompliziert gewundene Wendeltreppe. Beim Lokaltermin durfte ich dabei sein. Kein Metermaß kam in Aktion, erst recht kein Infrarot-Entfernungsmesser – so etwas gab es damals sicher noch gar nicht. Peter Sindelhauser schaute nur aufmerksam alles an und unterhielt sich mit viel „aha“ und „so, so“ mit seinem Kunden. Auf ein kleines Holzstück notierte er irgendetwas mit einem Bleistiftstumpfen. Ein paar Wochen später war ich wieder in der Gegend und durfte die fertige Treppe bewundern. Der Nachbar sagte, sie habe ohne jede Korrektur auf den Zentimeter gepasst. Eike Roswag hätte der alte Sindelhauser sicher gefallen.

Noch einmal zurück zum „Neuen Bauen“: Das Bauhaus-Manifest von 1919 rief: „Das Endziel aller bildnerischen Tätigkeit ist der Bau!“. Eike Roswag, müsste er eine Grundsatzklärung abgeben, würde vielleicht sagen: Das Ziel allen Bauens ist der Mensch – seine Geborgenheit, sein Glück, als Individuum wie als Gemeinschaftswesen.

In Ernst Blochs berühmter Passage heißt es: “Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung... begründet, so entsteht... Heimat.“

Homo Faber, weltweit daheim – das wäre doch etwas!

Wir gratulieren Eike Roswag zum KAIROS-Preis 2015!